

Aber diese Geschichte der Weihnacht in den Tropen hatte er wohl bereits zwanzigmal erzählt. Jedermann kannte sie auswendig.

«Ja, man weiß: ihr tatet die „Belle-Poule“ in den Topf!» ertönte die schallende Stimme des Bureaubeamten, der studiert hatte.

Es gab ein Gelächter, in das auch der Kaiser einstimmte, trotzdem er Klage führte über die Unmanierlichkeit, mit der man ihm «den Prim abschnitt.»

«Ich meinerseits bedauere», sagte der Wegewart, dessen Berufstätigkeit auf den Landstraßen ihn zu ernster Besinnlichkeit geführt hatte, «daß die Christnacht nicht mehr wie in früheren Zeiten die Nacht der Wunder ist.»

«Was wollen Sie damit sagen?» fragt der Vikar von Saint-Michel-en-Grève, ein exotischer Gast, zu dessen Rechten ich saß.

«Ja, hauchte Roparz, indem er Stimme und Augen senkte, als ob er eine Enthüllung machte, von der unser aller Wohl und Wehe abhängen würde, «ihr habt doch gewiß schon etwas gehört vom „Weihnachtsschatz“, diesem berühmten Schatz, von dem die Rede geht, daß man ihn an allen Kreuzwegen unter der Erde klirren hört wie Goldstücke, die fallen. Man braucht sich nur zu bücken und sie aufzuheben, vorausgesetzt, daß man zur Stelle ist, wenn es in der Christmesse zur Wandlung klingelt...»

Diese Worte bewogen die plötzliche Einmischung von Jonathas Morvan, den man gewöhnlich „Micamô“ nannte, nach seinem Lieblingsgetränk: eine Mischung von Kaffee, Wein und Schnaps, das in die Bretagne durch normanische Roßhändler gebracht worden war. Jonathas Morvan, der bisher nur ans Kauen gedacht hatte, glaubte den Augenblick gekommen, um zu sagen, wie er darüber dachte:

«Der Weihnachtsschatz», näselte er (denn er war mit einem immerwährenden Schnupfen behaftet, der sozusagen in seiner Familie erblich war, wie man sagte), «darüber beschloß ich einmal im Klaren zu sein, so wahr ich hier sitze. Ich begab mich also zum Kreuzweg von Nizilzi, und dort blieb ich auf dem Bauch im Schnee, zwei geschlagene Stunden lang, liegen, jawohl, meine Herren. Das Blut summt gegen meine Schläfen wie ein Bienenkorb. Aber das war alles, was ich hörte.»

«Und da holtest du dir deinen ewigen Schnupfen.» bemerkte mit heuchlerischem Bedauern Constant Guermeur, der Sekretär der Bürgermeisterei.

Micamô zuckte die Schultern:

«Macht einem andern das weiß vom Weihnachtsschatz! Sowas gibt es gar nicht.»

Die Augen des Herrn Rektors blitzten vom Tischende herüber.

«Ihr habt danach gesucht, Jonathas,» sagte er, «und ihr habt ihn nicht gefunden. Ich kenne einen, der ihn gefunden hat, weil er eben nicht danach gesucht hat.»

Auf diese Worte folgte eine beinahe heilige Stille. Aller Augen waren auf den Rektor gerichtet.

Er begann:

Die Ortschaft Maël-Pestivien, in der ich geboren bin, liegt in einer rauen Gegend, die arm und steinicht ist, etwa zwölf Wegstunden von hier entfernt, und ihr andern, die ihr in der Ebene wohnt, würdet sie bergig nennen. Auf der einen Seite stößt sie auf den Wald von

Porthault wo die Königin Anne vorzeiten eine ihrer Jagden hatte. Ich selber ging in meiner Jugend oft dorthin auf die Jagd. So lernte ich Jérôme Garel kennen.

Jérôme Garel war achtzehn Monate jünger als ich, es war ein schöner und starker junger Mann, gewandt und biegsam wie ein junger Baum.

Zu gleichen Teilen Holzer und Wildschütz, lebte er ein Leben des Zufalls und der Freiheit. Stets zog er im Walde umher, stets ging er einer Fährte nach, und niemand kannte den Wald, wie er.

An einem Abend, nachdem wir das Gehölz zusammen durchstreift hatten, und uns über dem Suchen die Nacht überrascht hatte, lud er mich zum Uebernachten in seine Hütte ein. Ich willigte ein. Wir schliefen Seite an Seite auf demselben Bett von dürren Blättern. Von diesem Tage an waren wir enge Freunde geworden.

Als ich in der Frühe weiterzog, schüttelte er mir die Hand und sprach:

«Ich bin ein Wildling und nicht leicht zu zähmen, aber wenn ich Vertrauen zu jemanden gefaßt habe, kann er auf mich zählen.»

Nach einiger Zeit trat ich dann, einem etwas späten Ruf des Herrn folgend, ins Kloster ein. Ich verließ meine Heimat und erst nach fünf Jahren kehrte ich nach Maël-Pestivien zurück.

Ich feierte dort meine Primiz an einem Sonntag, den 22. Juni. Unter den Anwesenden bemerkte ich sofort den Krauskopf Jérômes, der schwarz war, wie ein Zweig mit reifen Brombeeren und den Duft der Wälder mit sich führte.

Ich zählte darauf, ihn vor der Kirche zu treffen, aber umsonst: er war wohl verschüchtert durch die vielen Menschen, die mir das Geleit gaben und hatte sich entfernt.

Ich suchte ihn am nächsten Tag im Walde auf. Er hatte seine alte Hütte verlassen und ich hatte viele Mühe, ihn zu finden. Als ich ihn endlich in seinem neuen Unterschlupf aufgespürt hatte, der auf einem Hügel lag, vor der ein breites Panorama von Höfen und Feldern ausgebreitet lag, bemerkte ich gleich in

Jérôme kniete auf einem der Steinfliesen.



seinem Gesicht eine Aenderung, die mir am Tag vorher nicht aufgefallen war. Er hatte eingefallene Wangen, seine Augen lagen tief in den Höhlen, auf der Stirn lagen tiefe Falten. Kein Zweifel, der stolze Wildling in der vollen Kraft trug eine geheime Wunde, durch die sein Saft verblutete. Auch die Freude, mit der er mich empfing konnte mich nicht darüber hinwegtäuschen.

«Nun,» fragte ich ihn unverblümt, «was ist mit dir? Was ist mit dir geschehen?»

«Mit mir?» sagte er erleidend.

«Jawohl, mit dir, Jérôme Garel. Ich bin sicher, daß du ein tiefes Leid hast. Willst du es mir nicht anvertrauen?»

Er senkte den Kopf; zwei Tränen fielen wie zwei Tautropfen nieder.

«Das sind Dinge, die man einem Priester nicht sagen kann, Herr de l'Isle-Adam.»

«Du irrst, Jérôme; gerade mir sollst du alles sagen.»

Er trat mit mir auf die Schwelle seiner Hütte und sprach, indem er mit dem Finger nach einem der Höfe zeigte, die verstreut da lagen:

«Sehen Sie den Rauch dort über dem Ziegeldach aufsteigen? Um ihn so von morgens bis abends aufsteigen zu sehen, habe ich mich hier niedergelassen.»

Dann schüttete er mir sein Herz aus, mit unbeholfenen Worten, unter Seufzen und Schluchzen. Seit zwei Jahren bereits liebte er Cathérine Callac, die Erbin von Rozvilion, und hatte allen Grund, sich von ihr geliebt zu glauben. Doch da war Callac, der Vater, ein strenger, starrköpfiger Mann, der vierhundert Dukaten Pachtzins an meinen Vater bezahlte und deshalb Jérôme Garel verachtete, diesen Vagabunden der Wälder, diesen Habenicht und Ohnehaus, der als einziges Gut seine hellen Augen, seine starken Fäuste und seine Holzeraxt besaß.

«Der alte Starrkopf hat Cathérine gewarnt, er werde seine Hunde auf mich hetzen, wenn ich mich je wieder in der Dämmerung in der Umgegend des Hofes zeigen würde. Ich bin doch ein Mensch wie die andern, nicht wahr, Herr de l'Isle-Adam? Ich bin kein Wolf...»

In diesem Augenblick dröhnte durch das Eßzimmer ein fürchterliches „Mille millions de tonnerres!“ das die Rahmen der Papstbilder arg in Gefahr brachte.

«Dast ist mir so entschlüpft, Herr Rektor,» entschuldigte sich der Bureaumensch mit den mächtigen Lungen; «aber sollte man aus solchen Ostgoten wie dieser Callac nicht Hackfleisch machen!»

Der Rektor fuhr fort:

«Der arme Kerl erbarmte mich. Ich hätte ihm wohl helfen mögen, aber wie?»

«Wenn du willst,» sagte ich, so bitte ich meinen Vater, ein Wort für dich bei seinem Pächter von Rozvilion einzulegen.»

Er richtete sich in seiner ganzen Größe auf.

«Niemals. Ich will nicht, daß mein Geheimnis die Runde durch das Land macht und die Pferdeknechte mit meiner Verzweiflung Spott treiben. Nein, ich führe selber meine Sache, Herr de l'Isle-Adam. Und soll ich im Kampf unterliegen, so bleibt mir doch noch die „Fontaine de Minuit“.»

«Die Fontaine de Minuit? Was heißt das, Jérôme?» rief ich streng, da ich dachte, er wolle seinem Leben ein Ziel setzen.

«Ach, es ist nicht das, was Sie denken,» widersprach er. Und mit einem trüben Lächeln: «es ist ja wahr, die Leute von